

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 196.

Mittwoch, 23. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(16. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

Eugen raffte sich gewaltsam zusammen. Vaters Anblick riß ihn immer in die Wirklichkeit zurück, übte immer eine starke Herrschaft über ihn aus. Heute zwar nur bedingt, nur ganz äußerlich und mechanisch. Er brachte es zustande, in leidlicher Haltung ihn und die beiden erst jetzt erscheinenden Mädchen zu begrüßen und des Vaters Fragen nach allerlei wirtschaftlichen Dingen zu beantworten. Letzteres aber so ungenügend und verwirrt, daß der jetzt immer dem Sohn gegenüber sehr huldvoll Gesinnte ihm die Schulter klopfte und lachend sagte: „Na, ich seh schon, du bist verliebt, wie 'ne Meerka! Du siehst un hörst nichts als dein Paulinchen! Ja, ja, wenn's so 'n Kerl wie di pacht, mein Jung, denn is das wie 'n Sturm. Haha! Man sollt's nich glauben. Da wer'n wir wohl bald an Hochzeit denken müssen!“

Eugen starrte den Vater verständnislos an. Ja, wenn es einen Kerl wie ihn pachte, dann war es wie ein Sturm; der Vater hatte das Richtige getroffen. Wie ein Sturm, wie eine Sturzwellen, wie Feuer und Erdbeben war es über ihn gekommen. Er fühlte nicht den Boden unter seinen Füßen, es war ihm, als wenn er in freier Luft schwebte. Etwas ganz Furchtbares, Überwältigendes hatte ihn gefaßt und wirbelte alle Gedanken und Gefühle in ihm durcheinander. Nein, nicht so. Sammelte alles in ihm zu einem einzigen, gewaltigen Empfinden, einem brennenden, wahn sinnigen Verlangen nach diesem Weibe, das ihm eben in die Augen geschaut, seine Lippen berührt und mit einem Druck der weißen Hand sein Herz für ewig an sich gerissen hatte. War das Wahnsinn? — Ja, es mußte Wahnsinn sein, Krankheit, Fieber, — anders war es nicht möglich!

Ohne Antwort und Gedanken schritt er neben dem Vater her und suchte so schnell wie möglich aus dessen Nähe zu kommen. Er hatte vor seinen scharfen Augen Angst, instinktive Angst, trotzdem er in seiner innerlichen Verwirrung und Aufregung selbst nicht wußte, was in ihm vorging und was er verbergen wollte. Aber daß er etwas zu verbergen hatte, das wußte und fühlte er und am liebsten wäre er damit gleich weit fort von allem gerannt, weit, weit fort, — und hatte doch kein anderes Verlangen, als hier zu bleiben, hier, wo er in das fremde, schöne Gesicht sehen konnte, in die großen, strahlend blauen Augen, die ihn manchmal so seltsam verheißungsvoll streiften und dann wieder kalt und gleichgültig über ihn fortblickten.

Rudovika benahm sich sehr vorsichtig, besonders so lange der Onkel in der Nähe war. Ebenso wie Eugen fürchtete sie dessen scharfen Blick am meisten. Sie wollte ihm nicht die leiseste Veranlassung geben, ihr zu mißtrauen und sie vielleicht mit schnellem Entschluß aus dem Wege zu schaffen. Gerade jetzt, wo sie ein Ziel vor sich sah, wenn es vorläufig auch in nebelhafter Ferne schwebte, wo der Reiz des Unerlaubten und Gefährlichen sie prickelte und stachelte, wollte sie nicht fortgeschickt werden. Es war ja nur ein Spiel, nur eine

Art Sport, und es schien fast aussichtslos, aber gerade deshalb, gerade weil sich Hindernisse dagegen türmten, erregte es ihre Jägerlust. Mit Zeit und Geschick konnte sie diesen im Pflichtbewußtsein aufgewachsenen Philister vielleicht doch bewegen, alles im Stillen zu lassen, was ihm von seinem klugen, praktischen Vater so sorglich und fein zugetragen war. Denn sie hatte von der Tante genug gehört, um das bräutliche Verhältnis und das liebende Verlangen des Veters klar zu durchschauen, ebenso klar wie das, was heute bei ihrem Anblick in ihm vorgegangen war.

Aber nichts übereilen, nichts verderben! Und daher kümmerte sie sich fast gar nicht um den Vetter, bezauerte nur dessen Braut, täuschte den Onkel, der sie ziemlich scharf und kritisch beobachtete und lullte Tantes Sorgen und erwachte Hoffnungen wieder in sanften Schlummer.

Der Tag verlief sehr befriedigend. In Eugens Schweigsamkeit und gedankenverlorenem Wesen nahm niemand Anstoß. Seine Familie kannte ihn kaum anders, und Paulinchen, die von ihm auch nicht bräutlich verwöhnt wurde, war von Rudovikas Liebenswürdigkeit so geblendet und umspinnen, daß sie momentan eigentlich mehr in diese als in ihren Eugen verliebt war. Denn Vater Riedel hatte recht gehabt, Paulinchen war eine gehorsame Tochter und ein vernünftiges Mädchen, sie nahm ohne Widerstreben den Sohn des reichen Riedel zum Bräutigam und fühlte sich als Braut pflichtschuldigst glücklich und liebend, aber nebenbei fand in ihrem Herzen noch viel anderes Raum, und wenn ihr Bräutigam sich nicht gerade bemerkbar machte, dann suchte sie ihn auch nicht.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit flehte sie Rudovika an, sie bald und hoffentlich für lange zu besuchen, und als sie mit Eugen wieder heimfuhr, war sie so beschäftigt, ihm ein Loblied dieser entzückenden Cousine zu singen und sich deren Besuch in den schönsten Farben auszumalen, daß sie gar nicht seine lautlose Schweigsamkeit und den totalen Mangel jedes Interesses an ihr und ihrer Rede bemerkte.

Eugen hatte eine schlaflose Nacht und einen ruhelosen, verzweifeltsten Tag. Er dachte und dachte, aber eigentlich fühlte er nur, ohne jeden Gedanken. Und doch rang sich allmählich aus diesem leidenschaftlichen, besinnungslosen Fühlen ein klarer Gedanke und ein eiserner Wille empor.

Ja, er wollte. Zum erstenmal in seinem Leben wollte er, und wußte zugleich, daß er diesem Willen folgen und ihn durchsetzen oder an ihm zugrunde gehen würde.

Wie mit einem Schlage war alles Schwankende und Unsichere, das sonst in seiner Natur lag, von ihm abgefallen. Die Stelle war getroffen, an der sein Wille bis jetzt schlief; erwachend reckte er sich wie ein junger Löwe, stark, gewaltig, unüberwindlich. Mit Stämmen sah er selbst auf sich, und dann kam ein stolzes Frohlocken über ihn. Was er immer heimlich geahnt und

gefühlt hatte, daß etwas in ihm stark wie Eisen und hart wie Stein sei, nun war es Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Ein Schlag hatte es geweckt. Nur ein Ding im Leben gab es, groß genug, um seinen Willen aufzustacheln, und das eine war nun da. Er wollte, — und er würde dieses Wollen durchsetzen.

Es gab nun auch gar kein Bedenken und Zaudern mehr in ihm. Rasch entschlossen packte er seine Habseligkeiten zusammen und ging dann zu seinem Schwiegervater, den er schon jetzt als gewesen ansah.

Mit trockener Kehle, aber ohne Stocken erklärte er dem vor Staunen und Überraschung Wortlosen, daß er sich geirrt und daß er nicht gewußt habe, wie zur Ehe auch Liebe gehöre. Er liebe Paulinchen nicht. Ohne jede Beschönigung, ohne Bedauern und Bagen, ganz kurz und klar nur die Tatsache, den bestimmenden Grund. Und darum löse er das Verhältnis und verlasse heute sein Haus.

Der alte Gronert sah noch immer starr und ohne Verständnis, als Eugen schon vollkommen mit der Angelegenheit fertig war. Dann brach die unverfälschte, natürliche Denkweise sieghaft bei ihm durch.

„Sie sind wohl verrückt geworden?“ polterte er grob los. „Sticht Sie der Haber? Denken Sie mit des alten Gronerts Einziger könnten Sie verfahren, wie Sie wollten? Nicht lieben? Darauf bestimmt man sich vorher, wenn man Wert darauf legt! Verstanden, Ruffiö! Den Appel anbeihen und wenn er nicht schmeckt, beiseite legen, ist das eine Manier? Meinswegen geh'n Sie zum Teiwel! So 'n Schwiegersohn krieg ich noch zehnmal, mit Handfuß, und mein Paulinchen nimmt einen andern eben so gern wie Sie! So 'nem verrückten Kerl würd' ich sie überhaupt nicht geben! Man gut, daß ich noch beizeiten dahinter gekommen bin. Ich hab' gleich nicht 'ran gewollt und Paulinchen auch nicht; aber Sie und Ihr Vater waren ja dahinter wie der Fuchs hinter den Trauben! — Haben Sie sich die Sache auch überlegt? Auch was Ihr Vater dazu sagen wird?“

Trotz aller Entrüstung hätte er doch gerne eingelegt. Es war ja rein unmöglich, wie der sich benahm. Es mußte wirklich bei ihm im Oberstücken nicht richtig sein.

Aber Eugen sah über den gewesenen grollenden Schwiegervater fort, als wenn er nicht vorhanden wäre. Es regte sich gar nichts in ihm. Das war ja jetzt nur Kleinigkeit, wirklicher Kampf kam erst vor seinem Vater. Daher zuckte er auch bei der letzten Frage des alten Gronert schmerzhaft zusammen und kehrte zur Wirklichkeit zurück.

„Mein Vater wird meinen Willen respektieren“, sagte er kurz und hart.

„Respektieren! Sahaha! Er ist übergeschnappt, total verrückt! Der alte Riedel seines Jüngens Willen respektieren! Na, geh'n Sie man! Meinen Segen haben Sie! Der Vater wird Ihnen schon den Kopf waschen! Aber über meine Schwelle kommen Sie nie wieder, — nicht über die Schwelle, Sie, Sie — Mädchenbetrüger!“

Er war außer sich. So etwas war noch nie passiert. Vorgestern noch in aller Lieb und Seligkeit und heute wollte er seine Braut nicht mehr! Am Ende war er doch krank! Ein Mensch mit gesunden Sinnen macht doch wenigstens, wenn schon so etwas vorkommt, ein bißchen Redensarten darum und bereitet die Menschen vor, — aber dieser —! Sein Paulinchen konnte ja froh sein, den verrückten Bräutigam los zu sein, — aber — aber —!

Während in Buschkeiten der gewesene Schwiegervater die gewesene Braut unterrichtete von dem, was sie betroffen und diese sich nach dem ersten Schrecken sehr schnell erholte und mit plötzlich erwachtem weiblichem Scharfsinn sogleich die richtige Fährte für den Wandelgang ihres verflochtenen Bräutigams fand, fuhr Eugen der Heimat zu.

Er war nicht einmal sonderlich aufgeregt. Mit dem Willen war ihm auch die Ruhe und die stille Entschlossen-

heit gekommen. Was sich ihm auch entgegenstellen würde, er war gewiß, zum Ziel zu kommen.

Dabei quälte ihn keine Sorge um Ludovikas Gefühle für ihn. So weit gingen seine Gedanken nicht. Da war erst noch ein breiter, breiter Strom, von dessen jenseitigem Ufer er nichts wußte; erst mit dem Vater fertig sein, erst den Kampf um seine Freiheit bestehen und seinen Willen an dem des anderen messen!

Aber wie er der Heimat nahe kam, überfiel ihn doch eine gewaltige Unruhe und trotz alles starken Entschlusses atemberaubende Sorge. Nicht von vorne wollte er in das Haus treten, lieber durch den Garten unbemerkt in sein Zungenstübchen klettern, in dem noch der alte Koffer mit der roten Kappe, seiner ersten, heißen Sehnsucht, stand. Daran würde er seinen Mut stärken, an der getöteten den Willen für das Leben der größeren und gewaltigeren stählen.

Wie er sich den dunklen Linden näherte, die den schönsten und stillsten Platz des weitgedehnten Gartens umschatteten, sah er zwischen dem goldenglänzenden Grün ihrer Zweige etwas Weißes schimmern.

Der Schlag seines Herzens setzte aus, während seine Füße hastig vorwärtstrebten. Sie mußte es sein, — Ludovika! Sein Gefühl sagte es ihm.

Da stand er auch schon vor ihr, die in einem bequemen Stuhl gelehnt, den schönen, dunklen Kopf über ein Buch gebeugt hielt und nun, von dem Geräusch seiner Schritte aufgeschreckt, überrascht zu ihm empor-sah.

Im selben Augenblick wußte sie, was ihn hergetrieben. Die Sprache seiner Augen war so deutlich, daß ihr kein Zweifel blieb. Und jetzt stockte auch ihr Herzschlag sekundenlang, so stark und dräuend war die Erkenntnis dessen, was sie noch weit hinauszugeschoben dachte.

„Eugen“, stammelte sie verwirrt und streckte beinahe abwehrend beide Hände gegen ihn aus.

Er riß diese Hände an sich und bedeckte sie mit Küssen, dabei sah er wie trunken in ihr erblaßtes Gesicht, und dann ließ er ihre Hände los, richtete sich auf und sagte ganz ruhig und kurz: „Ich liebe dich, Ludovika!“

In diesem Augenblick war nichts von dem ungeschickten, schüchternen Menschen, den er sonst vorstellte, an ihm. Schlicht und stark, getragen und verschönt von der Tiefe und Gewalt seines Gefühls stand er vor ihr und selbst ihr frivoler, berechnender Weibersinn fühlte etwas wie einen Schauer vor dieser Gewalt und Größe über sich ziehen. Sie neigte den Kopf und eine heiße Angst überkam sie. Alles Starke und Tiefe und Ernste widerstrebte ihr, es drückte sie wie eine Fessel. Nicht so sollte er sie lieben, nicht so schrecklich ernst. Und dann kam das so schnell, so unerwartet und unvorbereitet. Wie sollte sie sich dazu stellen?

„Deine Braut —?“ Es war die einzige Frage, die ihr einfiel.

„Ich bin nicht mehr verlobt; ich habe alles gelöst, als ich mir der Liebe zu dir bewußt wurde. Ludovika, ich bin deiner nicht würdig, ich weiß es. Ich wage auch nichts zu fordern, — nur um dich werben dürfen, nur den Schatten einer Hoffnung, daß du mich erhören könntest!“

Überwältigt von Erregung, versagte ihm die Stimme.

Ludovika hatte inzwischen ihre Fassung vollkommen wiedergefunden, sie sah nichts mehr von Größe und Stärke an ihm, nur noch den Sklaven, dem ihr Wort Tod und Leben schenkte. Ihre ruhige, kühle Überlegung war erwacht.

(Fortsetzung folgt.)



Man liest viel zu viel geringe Sachen, womit man die Zeit verdirbt, und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert. Goethe.

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

Wie es jetzt in London aussieht.

Eine kürzlich aus England ausgewiesene Erzieherin teilte mir eine Reihe von Beobachtungen mit, die meine eigenen, in London während der Kriegszeit gewonnenen Eindrücke bestätigen und ergänzen. Ich gebe ihre Schilderung, die die Zustände, wie sie sich in der englischen Metropole in der letzten Zeit entwickelt haben, recht anschaulich beleuchtet, in allen Einzelheiten hier wieder:

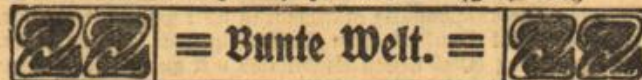
„Sie, der Sie viele Jahre in London lebten und die Stadt so gründlich kennen, wissen genau, daß die britische Metropole schon in normalen Zeiten unheimlich auf Nerven und Gemüt wirkt. Auch sind Sie ja mitten im Kriege von dort fort. Trotzdem wären sogar Sie über ihre jetzige Unheimlichkeit verblüfft.“

Es kann wohl nichts Oberes mehr geben als die schnurgerade, endlosen Vorstadttroßen mit den graubraunen niedrigen Häusern und ihren verkümmerten Vorgärten mit den häßlichen, rot oder schwarz gestrichenen Eisenstangengittern. Ein Ei kann dem andern nicht mehr gleichen als diese Häuser einander ähnlich sehen. Nun aber grinsen fast aus allen Fenstern scheußliche Werbeplakate. Es gibt kein Entrinnen. Aus den meisten heftet Ritcheener seine durchbohrenden Blicke unentrichtbar auf den Beschauer, und unter seinem geradezu hypnotisch wirkenden Antlitz schreit es dem Vorübergehenden in Riesenlettern zu: „Dein Land braucht dich!“ Wird dann die Obigkeit der langen Straßen durch ein, zwei, drei, oft vier Schenken an einer Ecke mit plumpen, widerlichen Laternen und verkommenen Weibern davor in unbeschreiblich schmutzigen Kleidungsstücken unterbrochen, so grüßt Ritcheener aus den trüben Fensterscheiben dieser Branntweinpaläste: „Dein Land braucht dich!“ Und ich weiß nicht recht, warum gerade dieses Werbebild so entsetzlich auf meine Nerven wirkte. Es mag seine geschmacklos — rohe Ausführung, es mögen die abscheulichen Farben gewesen sein. Die blutrünstigen Plakate konnten mich nicht so aus der Fassung bringen wie diese grinsende Frage.

Mein dies ist eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Leistungen in City und Westend. Man kann wahrhaft sagen: In London ist jetzt die Welt mit Brettern vernagelt. Stets fuhr ich durch die Stadt auf dem Deck eines Autobusses, und von dort genießt man ja die beste Übersicht. Die gewaltigen Plätze der Siebenmillionenstadt imponieren wohl niemandem durch architektonische Schönheit. Es wirkt stets nur das Massige, oft Düstere, der großzügige Verkehr. Jetzt aber ist alles tausendmal ärger verunstaltet als zur Zeit der allgemeinen Wahlen. Stellen Sie sich auf Schritt und Tritt Brettergerüste vor, häßliche, riesenhafte Brettergerüste von bloßem Gelb, und darauf in Riesenlettern marktschreierische Aufrufe, wie „Rette dein Vaterland!“ — „Erzeuge Munition!“ — „Wenn du nicht bald kommst, wird es zu spät!“ — „Raff dich auf und sei ein Mann!“ Stellen Sie sich vor, daß einem diese Lettern allüberall entgegenlohen, von den Häuserfronten, von den Dächern, von Monumenten, von den Bahnhofen, von Tube-Stationen, von den Palästen der Verkaufsmagazine, von den Luxushotels, von den Gebäuden der Zeitungen, der Ministerien, der Rekrutenfangstationen, ja sogar von den Kirchen! Eine traurigere Verunstaltung des Trafalgar-Square ist undenkbar. Da steht der arme Nelson auf seiner hohen Säule, von scheußlichen Brettern von allen Seiten eingerahmt, bedrängt, schier erdrückt! Nicht minder greulich wirkt zum Beispiel der Mittelpunkt der City, der Platz vor der Börse, dem Mansion House und der Bank von England, wo sich nicht weniger als sieben Hauptverkehrsadern Londons schneiden. Auch dort strahlt alles von atembenehmenden Aufrufen.

Dann windet man sich durch das furchtbare Gejohle der Fleet Street, der Zeitungsstraße durch, an den Lügenbrauhäusern vorbei und muß immer wieder über die Rufe zerlumpler Zeitungsjungen vom Untergang Germanys staunen. Eher löstlich als nervenaufregend berührte mich hernach stets eine Riesensammlung von bunten, zum Teil nicht unkünstlerisch ausgeführten Werbeplakaten mit Aufrufen, die sich in endloser Folge aneinanderreihen, im Bezirk Holborn, dort wo ein gewaltiger, leerer Bauplatz sich hindehnt. Wenn ich diese Plakate ausführlich beschreiben sollte, müßte ich Ihnen eine Woche erzählen. Genug an dem: Fast alle springen in

die Augen und besonders eines, das sehr stark realistisch wirkt, bleibt mir unergeßlich: Es zeigt, wie London nach einem furchtbaren Zeppelin-Bombardement in Blut und Feuer schwimmt, förmlich extrinkt, und unter der Mischung von grellem Rot des Feuerscheines und vom dunklen Rot der Ströme des Blutes steht in knalligen Lettern geschrieben: „Besser draußen im Schützengraben liegen, als zu Hause durch Zeppelinbomben umgebracht zu werden!“ (Zenf. Bln.)



Aus der Kriegszeit.

Ein verwundeter Krieger an die deutschen Frauen. Einer Frauenhilfe im Kreise Naugard in Pommern, die fünf Stettiner Lazarette mit jetzt so wertvollen Eiern als Liebesgabe bedacht hatte, ging u. a. aus dem „Vereinslazarett“ vom Gefreiten Hermann Raruschaj folgendes an die deutschen Frauen gerichtetes Dankgebet zu, dessen Sinnigkeit und Innigkeit es wert macht, in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes bekannt zu werden. Es lautet:

Kampf! — Ein furchtbar ehern Klingen
Geht heut durch die ganze Welt. —
Und von Feinden rings umstellt
Zieh'n mit todesmut'gem Singen
Deutschlands Söhne in das Feld
Wunden, Tod und schwere Leiden
Sind dem Manne nun beschieden;
Doch wir tragen sie mit Freuden,
Geht's um unsres Volkes Frieden!
Und in unsern Schmerzentagen
Deutsche Frau'n uns hegen, pflegen,
Auf die Wunden, die geschlagen,
Liebend Trost und Balsam legen!
Mädchen, Frauen ohne Ende
Lohnen uns mit reichem Segen,
Und viel taufend zarte Hände
Sich im Wohltun fleißig regen. —
Habet Dank, ihr deutschen Frauen!
Wir ertragen Wunden, Tod,
Daß ein schön'res Morgenrot
Eure Augen mögen schauen!

„Die Zukunft Königsbergs.“ Aus Königsberg i. Pr. wird uns geschrieben: Weite Ausblicke in die Entwicklung der Hauptstadt unserer Nordostmark, die mitten im Weltkriege einen besonders imponierenden Eindruck erwecken, gewährt die von der Stadt veranstaltete, durch das bedeutende Wirken des Stadtbaurates Kutschke zustande gekommene Ausstellung „Königsberg als Handels-, Industrie- und Wohnstadt“, die in diesen Wochen sich eines lebhaften Besuches aus ganz Ostpreußen erfreute. In dem allgemeinen Aufschwung des Wiederaufbaues und der Wiedererhebung der Provinz will auch die Hauptstadt nicht zurückbleiben, und ihr sind gerade jetzt besondere Möglichkeiten, besonders weit gesteckte Pläne und Aufgaben eröffnet. Durch die Eingemeindung der Vororte und den Entfestigungsvertrag mit dem Militärismus, der im Jahre 1910 einen Geländegürtel von etwa 300 Hektar dem alten Reichbild zuführte, ist Königsberg wieder in den Besitz größerer Siedlungsflächen gelangt, die eine städtebauliche Anlage unter großen Gesichtspunkten gestatten. Die Ausstellung, die an der Hand der alten historischen Pläne eine anschauliche Übersicht über das Wachstum der Krönungsstadt am Pregel in den Jahrhunderten bietet, gibt auch eine bildliche Darstellung der städtischen Verhältnisse: danach verfügte Königsberg um 1750 über 27 500 Hektar, im Jahre 1853 über 40 Hektar und heute wieder über 2160 Hektar Land. Das große Werk der Gesamtentfestigung der Stadt wurde nun unverzüglich in Angriff genommen und hat während des Krieges schon bedeutende Leistungen gezeitigt. Vor allem handelt es sich da um die beiden neuen „Nervenzentren“ des immer weiter wachsenden Stadtorganismus, um die Mittelpunkte des Verkehrs und Handels, Eisenbahn und Hafen. Seit Anfang 1916 wird an der Umgestaltung der Eisenbahnanlage, deren Kosten auf 40 Millionen Mark veranschlagt sind, gearbeitet, und der städtische Hauptbahnhof, der freilich — nach dem Bild in der Ausstellung zu urteilen — kein architektonisches Meisterwerk werden wird, soll möglichst bald dem Verkehr übergeben werden. Die großen Neubauten, die die Postverwaltung daneben aufführt, scheinen ebenfalls ästhetische For-

derungen gegenüber den notwendigen praktischen weniger zu berücksichtigen. Um so wichtiger ist es, daß der neuentstehende Stadtteil, der sich an den Bahnhof anlehnt, nach einem einheitlichen und harmonischen Plan angelegt wird, und dafür hat Stadtbaurat Kutschke, unterstützt durch seinen Mitarbeiter Dr. Formner, sehr interessante und glückliche Entwürfe geschaffen. Die Aufschließungsarbeiten des Geländes südlich des Piegels sind seit dem Frühjahr 1915 unter Zuhilfenahme von Kriegsgefangenen, die auch einen wesentlichen Teil der südlichen Stadtumwallung abtrugen, so weit gefördert worden, daß schon jetzt Bauland zum Verkauf gestellt werden kann. Die Schaffung eines neuen Stadtteiles mit guten Wohnungen im Süden, dem auch die monumentale Hauptachse mit einer Gruppe öffentlicher Gebäude nicht fehlen wird, geht Hand in Hand mit der Entschließung eines Industriegeländes, das unmittelbar mit der Eisenbahn und zugleich auch mit dem Hafen verbunden ist. Die Arbeiten am Bau des neuen Hafens, für den bisher 24 Millionen Mark bewilligt sind und der das größte von der Stadt Anisberg je unternommene Werk darstellt, sind bereits seit Monaten in vollem Gange. Es ist ein Handelshafen mit drei Becken für Schiffe bis 7500 Tonnen vorgesehen; an ihn schließt sich weiter stromab der Industrief Hafen, an dessen Nordufer mit der Errichtung einer gewaltigen Getreidespeicheranlage schon begonnen ist, und der Yachthafen, der zur Belebung des Wassersports dienen soll. Oberhalb der Stadt wird im engen Zusammenhang mit dem Seehafen ein Vinnenschiffahrtshafen für Schiffe bis 800 Tonnen als Osthafen entstehen, auch hier wird Gelegenheit zur Ansiedlung von Industrie geboten. Da der neue Bahnhof nicht wie der alte eine Sackanlage, sondern ein Durchgangsbahnhof sein wird, so ist zugleich die Möglichkeit einer durch die Stadt führenden Industriebahn gegeben und eine Verbindung mit dem bisher isoliert liegenden Granger- und Samland-Bahnhof geschaffen. Hier soll ein neuer großer Nordbahnhof erbaut werden, dessen Front sich mit einer Reihe öffentlicher Gebäude zu einem monumentalen Platz zusammenfügt. Überhaupt sind für die Gelände der zur Siedlung geeigneten Seiten der Stadt in Übereinstimmung mit den durch die neuen Schöpfungsgeschaffenen neuen Bedürfnisse praktisch und ästhetisch wertvolle Bebauungspläne entworfen, die sich dem alten Stadtbilde organisch einliefern und geschichtlich bedeutende Denkmäler, wie die alten Festungsanlagen, nach Möglichkeit erhalten. So wird allmählich, gleichsam als Krönung des Wiederaufbaues der zerstörten Provinz, mit dem „schöneren Ostpreußen“ ein schöneres „Groß-Königsberg“ entstehen, für dessen Gestaltung nach den durch die Ausstellung erweckten Aussichten die günstigsten Hoffnungen gehegt werden können.

Die Garde des Zaren. Zu der an der Ostfront gegen uns kämpfenden russischen Armee hat sich die Garde des Zaren gestellt. Das ist ein Ereignis von größter Bedeutung und beweist, so schreibt uns ein Mitarbeiter, daß man in Petersburg die Lage als sehr ernst für Rußland ansieht. Denn die Aufgabe dieser kaiserlichen Truppen ist es nur, den Zaren gegen Aufstände zu schützen. Deshalb sendet man sie nie in das Mandover, und ist das doch einmal, durch fremden Fürstenbesuch zum Beispiel, unerlässlich, so wird die nächste Nähe der Hauptstadt, damit diese möglichst schnell erreichbar, gewählt. Zwar wurde ja die Garde ganz am Anfang des heutigen Krieges gegen uns geworfen. Aber damals handelte es sich nur um einige Regimenter. Zudem sollte bei den Verbündeten Eindruck erweckt werden. Denn da sie ja den eigentlichen Zweck der Garde kennen, sollte ihnen durch deren Aufopferung — die aber, wie gesagt, nur eine sehr teilweise war — bewiesen werden, welch furchtbarer Ernst Rußland bei der Erfüllung des ihm zugewiesenen Teils der Aufgabe, uns zu erschmettern, erfüllt. Wie sehr das damalige Aufopfern aber lediglich Theater war, geht neben der Tatsache, daß es sich nur um einige Regimenter handelte, auch daraus hervor, daß diese, in der Hauptache wenigstens, nicht einmal der wirklichen, sondern der sogenannten Jungen Garde, die in Warschau und anderen Städten Polens ihren Standort hat, angehörten. Dann erschien nochmals während dieses Krieges die Garde im Felde, aber auch damals war ihr Auftreten nur ein sehr teilweises und vorübergehendes, und gleichfalls lediglich dem Zweck, bei den Verbündeten Geld herauszuschlagen, gewidmet. Jetzt hat es aber eine andere Bewandnis mit dem Erscheinen der Garde. Denn heute ist die ganze Garde, und auch die richtige Petersburger, zur Stelle. Zudem besaß Rußland damals noch genügend Leute, konnte also

jeden an der Front kämpfenden Truppenkörper nach Belieben ablösen, was heute nicht mehr der Fall ist. Auch lagen bis vor kurzem die zur Unterdrückung allfälliger Unruhen bestimmten sonstigen zahlreichen Regimenter in ihren Garnisonen, konnten also jederzeit nach Petersburg beordert werden. Das alles trifft jetzt nicht mehr zu, Rußland ist von Truppen entblößt, und es ist daher unmöglich, durch Ablösung etwa die an der Front kämpfenden freizumachen. Auch der voraussichtliche kriegerische Gewinn, der durch das Entsenden der Petersburger Regimenter erreicht werden kann, steht in keinem Verhältnis zu dem Opfer, das der Zarismus damit bringt. Schon die Tatsache der Fernhaltung vom Mandover beweist, daß in diesem Urteil keine leichtfertige Unterschätzung der Garde liegt. Es sind Soldaten, die im Kasernenhofdienst zwar bedeutend besser als ihre nicht zur Garde gehörenden Kameraden ausgebildet sind, aber da ihnen die Erfahrung des Dienstes im freien Gelände mangelt, natürlich nicht mehr leisten, als die im Felddienst stehenden Soldaten. Also tatsächlich nur, um die Zahl der an der Front kämpfenden Krieger zu erhöhen, werden die Petersburger Regimenter in das Feld gesandt, und nur aus diesem Grunde wird Nikolaus II. seines Schutzes, und zwar für lange Zeit, unwiderruflich beraubt! Das ist äußerst beachtenswert für Rußland, das seine höchste Staatsaufgabe im Zarenschutz sieht! (Bens. Bln.)

Ein unlösbares Rätsel. Am Eingang einer Pariser Kirche, so berichtet „L'Ouvre“, kann man den folgenden Anschlag lesen: „Das durch die Goldgeldsammlung der Gemeinde dieser Kirche an die Bank von Frankreich abgelieferte Gold beläuft sich auf die Gesamtsumme von 327 654 Franken.“ Da es in Frankreich kein niedrigeres Goldgeld gibt als das 10-Frankenstück, zerbrechen sich alle Leute die Köpfe, wie die Gemeinde es möglich machen konnte, die zu der Gesamtsumme gehörigen 4 Franken in Gold anzuliefern. Auch die von der französischen Presse über diese merkwürdige Erscheinung gemachten Witze vermochten nicht, das tatsächlich unlösbare Rätsel aufzuklären.

Im Krater des Vesuv. Der jüngste Ausbruch des Vesuv hat den Professor Alessandro Malladra vom Vesuv-Observatorium und den amerikanischen Vesuv-Forscher Frank Alward zu einer neuen Durchforschung des Vesuvkraters veranlaßt. Die beiden Gelehrten stiegen, begleitet von drei Führern, die das wissenschaftliche Rüstzeug trugen, am Morgen des 4. August in den Krater hinab. Die Lava vom 30. Juli war noch weißglühend; der Regen schleuderte in einer Höhe bis über 100 Meter weißglühende Schlacken empor, die unaufhörlich herrliche Feuerfontänen bildeten. In einer Reihe auch fotografische Aufnahmen wurde das eigentümliche Bild festzuhalten gesucht. Um eingehendere Studien vorzunehmen, wurde beschlossen, die Nacht über im Krater zu bleiben. Von den Eindrücken dieser Nacht gibt die folgende im „Corriere“ veröffentlichte Schilderung ein anschauliches Bild: „Von dem neuen kleinen Krater im Inneren ging ununterbrochen eine Flamme bis zu 30 oder 40 Meter empor, die in dem von dem Eruptionskanal in großen Wellen ausströmenden Rauchmassen feurige Reflexe entzündeten, während die weißglühenden Fontänen unaufhörlich bald senkrecht, bald schräg aufstiegen. In einem Zeitpunkt verhältnismäßiger Ruhe war es möglich, auf den Rand des alten Kraters zu steigen und in wenigen Metern Entfernung den Eruptionsschlund, der einen Durchmesser von 10 Meter hatte, zu beobachten, neben dem ein zweiter, viel kleinerer, der weniger in Tätigkeit ist, sich öffnet. Das Innere des großen Kraters, in dem eine Division manövrieren könnte, war von der Flamme so hell erleuchtet, daß man die Ziffern der Uhr erkennen konnte, aber in der Höhe verbarg der Rauch in einer Art Wollentappe den Kraterand. Gegen Morgen erst zerteilte sich der Rauch. Es wurde auch ein Versuch gemacht, den Explosionskegel zu besteigen, aber die hohe Bodentemperatur machte die Erreichung des Gipfels unmöglich. Dagegen gelang es, die Höhe festzustellen, die vom tiefsten Punkt des Kraters 83 Meter beträgt. Der Krater ist danach heute 69 Meter höher als im vergangenen Jahre. Neben diesen bedeutsamen Feststellungen war eine reiche Ausbeute an vulkanischen Produkten das Ergebnis der Expedition der Vulkanforscher, die nach 24stündiger Tätigkeit am 5. August, morgens, ohne Schädigung ihrer Gesundheit den Krater wieder verließen.“